
Die wunderlichen Gedanken des Kandidaten Theophil.

von

Johannes W. J. Carduander

niedergeschrieben im Jahre 1951

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Zeilen schrieb vor mehr als 60 Jahren ein Student der Theologie nieder. In ihnen sind Gedanken verarbeitet, die ihm damals durch den Kopf gingen. Der heutige Leser möge bei der Lektüre sowohl sein damaliges jugendliches Alter ebenso wie auch die damaligen Zeitumstände berücksichtigen.

Das Geschilderte - insbesondere die darin vorkommenden Personen - ist frei erfunden, Einige persönlichen Erlebnisse und Reminiszenzen der damaligen Zeit liegen darin jedoch zugrunde.

Das Geleitwort zu dieser Erzählung schrieb Sankt Paulus im zweiten Brief an die Korinther, Kapitel 12, Vers 9.

„Der Herr hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir wohne.“

1. Kapitel.

Wunderliche Gedanken Theophils in einem Gottesdienst

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, als sich Theophil zum Kirchengang rüstete. Draußen lachte die Sonne und an der Blütenfülle des Gartens, der sich gleich vor dem Zimmerfenster der Brüder Theophil und Albrecht hinstreckte, tummelten sich zahlreiche Bienen und andere Insekten, die Gott eigens dazu geschaffen hatte, durch ihr Summen einen solchen heißen Sommertag erst recht zu einem Sommertag zu machen.

Von solcher Art waren Theophils Gedanken, als er sich vom Fenster abwandte, nachdem er dort träumend die jauchzende Stille dieses Morgens in sich aufgenommen hatte. Sein Blick fiel nun wieder zurück in sein Zimmer, wo Albrecht noch immer tief schlummernd in seinem Bette lag. Wie dumm doch, dachte Theophil, an einem solchen Morgen noch im Bette zu liegen. Zwar wußte auch er es zu schätzen, einmal „bis in die Puppen zu schlafen“ - wie sein seliger Vater immer zu sagen pflegte -, aber heute schien ihm das etwas anderes zu sein. Heute war doch Sonntag, und an einem Sonntag ging man zum Gottesdienst; so war es Theophil schon seit seiner Kindheit gewohnt und man hätte wahrhaftig die Sonntage an den Fingern zählen können, an denen er es versäumt hatte, im sonntäglichen Gottesdienst zu Gottes Lob und Ehre zu singen und Gottes heiliges Wort zu hören. So hatte er es auch gehalten, als er die Schulbank verlassen hatte, um sich - wie er meinte - der Krone der Wissenschaften, der Theologie zuzuwenden, weil er sein ganzes Leben dem Dienste am Worte Gottes hinzugeben gewillt war. Damals hatte er freilich die ganze Tragweite seines Entschlusses noch nicht erkannt, und später hatten ihm manchmal fast die Tränen der Verzweiflung in den Augen gestanden, wenn er erkennen mußte, daß keineswegs alle, die sich an der ehrwürdigen alten Alma Mater mit Wissenschaften befaßten, geneigt waren, die Theologie als Krone aller Wissenschaften anzuerkennen, wie er selbst es tat, und wenn er weiterhin erkennen mußte, daß er damals, als er sich anschickte, sich dem Studium der göttlichen Dinge zuzuwenden, dem tragischen Irrtum verfallen war, das Eindringen in die Tiefen der Theologie dem Eindringen in das Reich Gottes gleichzusetzen. Nun aber hatte er umlernen müssen, und wenn er auch dadurch nicht gerade an innerer Sicherheit gewonnen hatte, so hatte er sich doch jene Einfältigkeit des Herzens bewahrt, die man bei manchem anderen Jünger des Heilands so oft vermißt, wenn man bedenkt, daß dieser das Reich Gottes denen verheißen hat, die friedfertig und wie Kindlein seien.

Darum mißbilligte Theophil auch keineswegs den langen Schlummer seines Bruders Albrecht, weil er etwa von Berufs wegen oder auch aus Überzeugung der Meinung gewesen wäre, man müsse jeden Sonntag zur Kirche gehen und dürfe auf keinen Fall einen Gottesdienst versäumen, sondern er gönnte seinem Bruder den Schlaf von Herzen, fand sich selbst aber gern in seine Gewohnheit des sonntäglichen Kirchgangs, einfach weil er es sich nicht anders vorstellen konnte. Freilich hatte er manchmal so etwas wie ein schlechtes Gewissen, wenn er sich eingestehen mußte, daß er nicht, wie viele seiner comilitones in Christo nur aus dem Grunde zum Gottesdienst ging, um Gottes Wort zu hören - das natürlich auch -, sondern auch weil es ihm Freude machte, alle die wunderbaren Lieder zu singen, die in seinem Gesangbuch standen, besonders, wenn die Orgel mit vollem Werke die Gemeinde begleitete. Andererseits empfand er es auch als eine freundliche Zugabe Gottes, daß man auf dem Wege zur Kirche, die Schönheit der Natur genießen konnte. Darum zürnte er sich selbst umso mehr, wenn er einmal die Zeit verschief und dann schnell mit dem Rade durch die Straßen fuhr, damit er die Kirche noch vor Beginn des Gottesdienstes erreichte, womit er sich dann aber um den Genuß eines andächtigen Spaziergangs gebracht hatte. Heute freilich kam er voll auf seine Kosten.

Inzwischen hatte Theophil fast das Gotteshaus erreicht, als die Glocken vom Kirchturm anhuben, zum letzten Mal die Gemeinde des Herren zusammenzurufen, ehe der alte weißhaarige Kantor droben auf der Orgelbank die Hände erhob, um das Praeludium des großen Orgelmeisters Johann Sebastian Bach, das er zum heutigen Gottesdienst ausgewählt hatte, erschallen zu lassen. Theophil hatte sich inzwischen auf dem Platz, den er schon seit langer Zeit Sonntag für Sonntag einzunehmen pflegte, niedergelassen: im Hauptschiff, auf der vierten Bank, rechts, in der Ecke am Mittelgang. Er war nämlich der Überzeugung, dies sei der beste Platz im ganzen Gotteshaus, weil man hier nicht nur so günstig zur Kanzel saß, daß man den Prediger des Wortes Gottes gut sehen konnte, ohne den Kopf unziemlich und zugleich störend nach hinten lehnen zu müssen, sondern auch weil man den Altar, auf dem zwischen den brennenden Kerzen das Abbild des sterbenden Heilands stand, gerade im Blickfeld hatte.

Theophil fühlte sich hier so glücklich wie sonst nirgends, denn wenn ihm auch sein Studium oft viel Sorgen machte und er vor mancherlei Fragen stand, mit denen er nicht fertig werden konnte, so dankte er Gott immer von ganzem Herzen, daß er hier gewissermaßen eine Insel gefunden hatte, von der er jedes Mal den Trost und die Gewißheit mitnehmen durfte, daß es mit ihm, trotz allem, was dagegen stand, doch einmal ein gutes Ende nehmen werde. Dann brauchte er auch nicht mehr neidisch an seine Kommili-

tonen zu denken, die offensichtlich die schwierigsten Probleme der Theologie wie mit einem Handgriff zu lösen imstande waren.

So ließ er sich denn auch an diesem Morgen von den Tönen des gewaltigen Orgelspiels umfängen, und wenn er dabei seine Blicke durch den großartigen Kirchenraum gleiten ließ, so meinte er manchmal, die Akkorde schlugen unter dem wuchtigen Gewölbe zusammen wie zwei gegen einander laufende Wellen in einer Meeresbucht.

Inzwischen ließ sich Seine Hochwürden Superintendent Kleinmeyer in der Sakristei durch den Küster in den Talar helfen, nachdem er zuvor nicht versäumt hatte, durch ein kleines Guckfensterchen in der Sakristeitür seine Blicke über die versammelten Schafe schweifen zu lassen, um mit Befriedigung festzustellen, daß sich heute sieben Köpfe mehr zählen ließen als am vergangenen Sonntag. Dann ließ er sich auf dem Lehnstuhl nieder, der für den geistlichen Herrn in der Sakristei vorgesehen war, schlug die Beine übereinander und vertiefte sich in einen Stapel Bücher, den er anscheinend zur Durchführung des Gottesdienstes benötigte, während der Küster demütig vor dem kleinen Ofen der Sakristei stand, jederzeit bereit, die Weisungen seines geistlichen Herrn entgegenzunehmen.

Draußen im großen Kirchenraum sang nun die Gemeinde das Eingangsglied. Deutlich hörte man die Stimmen der Konfirmanden heraus, wobei diese anscheinend lautes Singen für besondere andächtig und Gott wohlgefällig hielten und, besonders die Jungen, einer den anderen auf diese Weise zu übertrumpfen suchte.

Während des vorletzten Verses schlich sich der Küster in der Sakristei vorsichtig an die Tür, als plötzlich Seine Hochwürden von seinem Platz ruckartig in die Höhe schoß, seinen Packen Bücher unter den Arm zwängte und bei Beginn des letzten Verses andächtigen Schritts durch die Tür schritt, - die der Küster mit einer leichten, aber demütigen Verbeugung öffnete, - um dann in ebenso langsamen und andächtigen Schritt auf den Altar zuzusteuern, wo er vor den Stufen das vorher hochehobene Haupt leicht neigte und einen Augenblick innehielt, ehe er die Stufen hinaufstieg.

Nun stand er vor dem Altare und über seinem leicht angegrauten und ebenso leicht gelichteten Haar konnte die Gemeinde sehen, wie das Abbild des gekreuzigten Heilands still und stumm auf diesen Mann im schwarzen Talar herabsah, der heute in seinem Auftrag und an seiner Statt die göttliche Botschaft verkündigen sollte.

Das sah auch Theophil, und er, der sich anschickte, sein ganzes Leben lang eben denselben Auftrag zu erfüllen, der in dieser Stunde wie in diesem Gottesdienst aus auch an un-

zähligen anderen Orten erfüllt wurde, nämlich die Botschaft von Kreuzigung und Auferstehung des Heilandes und der darin sich ereignenden Sündenvergebung zu verkündigen, er mußte in diesem Augenblick daran denken, daß er am kommenden Sonntag vor eben dem Altare stehen sollte, vor dem sein Superintendent in diesem Augenblick stand, um - wie ihm das geistliche Konsistorium mitgeteilt hatte - in seiner Heimatkirche die eingereichte Examenspredigt zu halten, und um dann in den folgenden Wochen die mündlichen Prüfungen des „examen pro venia concionandi“ (der Prüfung für die Erlaubnis zu predigen) über sich ergehen zu lassen.

Solchen Gedanken konnte Theophil nachgehen, weil er ein Träumer war, aber darum war er durch nicht weniger andächtig. Vielmehr kamen sie ihm nur ganz beiläufig, während er die immer wieder großen Worte der Eingangsliturgie, die die Gemeinde mit dem Geistlichen im Wechsel sang, von Herzen mit anstimmte, die Worte des Gloria Patri, des Kyrie und des Gloria in excelsis.

Dann trat der amtierende Verkündiger des Wortes an das Lesepult und las die Epistel des Sonntags, Worte aus einem Briefe des Völkerapostels Paulus, die Theophil heute ganz anders, viel unmittelbarer hörte, als er sie gelesen hatte, als er im Hörsaal und Seminar die Auslegungen gelehrter Professoren dazu studierte. Dann eröffneten sich ihm nämlich durch sie erstaunliche und tiefgründige Sinngehalte hinter den Worten des Apostels, so daß er manchmal meinte, der heilige Apostel, (dessen leibliche Gegenwart noch dazu - wie er selbst in seinem zweiten Briefe an die Korinther im 10. Kapitel schreibt - gar nicht so gewaltig war wie die Worte seiner Briefe), ganz klein und demütig geworden wäre, wenn er mit den Studenten im Hörsaal den Darlegungen der Professoren gelauscht hätte und dessen inne geworden wäre, von was für einer Tiefe und Wucht seine Worte waren. Aber die Erkenntnisse der gelehrten Herren waren ihm, Theophil, der doch nur ein kleiner Kandidat der Theologie war, alsbald wieder verronnen, wenn er sie zu erfassen suchte. Darum liebte er die einfachen, nüchternen Worte der Apostel, wie er sie verstand, umso mehr.

Freilich mußte er sich im Gottesdienst seiner Heimatgemeinde immer erst an den eigentümlichen Tonfall gewöhnen, dessen der Herr Superintendent sich zu bedienen pflegte, wenn er in der Kirche zu reden hatte. Aber da er ja regelmäßig den Gottesdienst besuchte, hatte er sich allmählich darüber hinweg gefunden und so lauschte er nun also den heiligen Worten, die er jetzt unmittelbar zu sich sprechen ließ

Während des darauf folgenden Zwischenspiels der Orgel hatte Theophil genügend Zeit, um noch weiter über die Gedanken des Apostels nachzudenken, und dabei kam er zu

dem Schluß, daß er, der kleine Kandidat der Theologie, den glaubensstarken Sätzen des Apostels gegenüber, doch eigentlich als ein jämmerlicher Wicht erscheinen mußte, ja er fragte sich ernstlich, ob er in Wirklichkeit überhaupt ein Christ sei, weil er doch immer wieder sich von soviel Zweifel und Kleinmut niederziehen ließ und so wenig auf die Hilfe und Gnade seines Heilandes vertraute. Auch fehlte es ihm immer wieder an dem rechten Mut, etwas zu beginnen, sodass er - da er über diese Dinge - in solcher Verzweiflung sich völlig allein und von Gott verlassen fühlte. Darum war es für ihn eigentlich immer ein Wunder, wenn er aus dem Gottesdienst doch getrösteten Herzens nach Hause gehen konnte, und selbst gar nicht sagen konnte, wie das geschehen war. Er selbst litt ja unter seinem dauernden Zweifeln und fühlte sich um derentwillen auch irgendwie schuldig. So mußte es ihm denn unbegreiflich erscheinen, woher er dennoch immer wieder neuen Mut gewann, aber er konnte, wenn er das alles Überdachte, wenn nicht begreifen, so doch ahnen, was für eine Bewandnis es mit jenem Vers aus seinem Gesangbuch hatte, den er schon als Kind gesungen hatte:

*Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe:
Der gute Hirte leidet für die Schafe.
Die Schuld bezahlt der Herre, der Gerechte
Für seine Knechte.*

Aber freilich war das für ihn nicht so, daß er auch diesen Vers, der ihm soviel Kraft geben konnte, so fest bauen konnte, daß es ihm zu einem nicht zu raubenden Teil seiner selbst geworden wäre. Dennoch aber wurde er sich in solchen Augenblicken dessen gewiß, daß die Trost verheißenden Worte des Evangeliums tatsächlich Wirklichkeit werden konnten, was er eigentlich, wenn er ehrlich sein sollte, manchmal nicht zugeben in der Lage gewesen war. Darum konnte er auch vielen seiner Mitmenschen, die kein gutes Wort auf Jesus Christus und seine heilige Kirche kommen lassen wollten, es nicht verübeln, wenn sie schimpften, weil sie eben diese Wirklichkeit noch nicht erfahren hatten. - -

Theophil hatte nun sein Gesangbuch aufgeschlagen, denn das Hauptlied des Gottesdienstes, das Lied vor der Predigt sollte gesungen werden. Theophil mußte lächeln, als er die Nummer des Liedes aufschlug, denn er wußte daran denken, daß auch an den beiden vorhergegangenen Sonntagen, an denen er nicht hier in seiner Heimatgemeinde, sondern in der nahen Universitätsstadt die Gottesdienste der Studentengemeinde mit den Predigten der Theologieprofessoren besucht hatte, dasselbe Lied gesungen wurde:

*Komm, Heiliger Geist, Herre Gott,
erfüll mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Mut und Sinn...*

Theophil lächelte nicht etwa deswegen, weil er dieses Lied nun hätte nicht mehr leiden mögen, sondern weil er hinter der Tatsache, daß dieses Lied so oft wiederkehrte, die Menschlichkeit des Predigers wiederzuerkennen meinte, der, ehe er zur Kanzel emporstieg, mit der Gemeinde um den Heiligen Geist bitten wollte, damit nicht mehr ein Mensch, sondern der Heilige Geist predige. Theophil dachte daran, wie ihm wohl zu-mute sein würde, wenn er am kommenden Sonntag die Kanzel besteigen würde, und er fürchtete, er würde in aller Schwachheit und mit starkem Herzklopfen die Stufen zur Kanzel erklimmen, aber er meinte, die Prediger hätten zwar sehr recht, wenn sie die Gemeinde dies Lied singen ließen, weil sie Grund zu der Annahme hatten, die Bitte um den Heiligen Geist käme den Gläubigen von Herzen, aber nach seiner Ansicht gehörte die Bitte des Predigers um den Heiligen Geist für die Predigt in das vorbereitende Gebet des Pfarrers in der Sakristei; während die Gemeinde in dem Hauptlied zu Gottes Lob die Gnade seines Evangeliums besingen sollte.

Theophil freilich erkannte an sich selbst, daß er hier seine gewohnte Demut verlassen und wie es ihm schon öfter passiert war, gemeint hatte, gewisse Dinge zu verstehen, die ältere und weisere Herren eigentlich besser zu beurteilen in der Lage sein müßten als er. Außerdem hatte er ja sonst immer die Auffassung vertreten, daß der Gottesdienst als ein Reden Gottes zu seinen Gläubigen aufzufassen sei und darum keiner Kritik zu unterziehen. Dieser Grundsatz schien ihm nun mit einem Male ins Wanken geraten zu sein. Des-sen ungeachtet sang er aber doch das Lied kräftig mit, zumal er ja auch immer wieder hoffte und betete, daß am kommenden Sonntag der Heilige Geist auch bei ihm sein werde.

Inzwischen war seine Hochwürden, der Herr Superintendent Kleinmeyer, hoch erhobe-nen Hauptes die Stufen zur Kanzel hinauf geschritten, hatte ein kurzes Gebet gespro-chen, ohne allerdings von dem kleinen Brett Gebrauch zu machen, das auf der Kanzel zum Knien beim Gebet angebracht war, und schlug nun die Seite der Bibel auf, auf der das heutige Evangelium stand: Sankt Lukas, Kapitel 6, den 20. und die folgende Verse.

Theophil hieß sich wieder nicht durch den eigentümlichen Tonfall Seiner Hochwürden stören, sondern hörte nur die Botschaft, die die Worte enthielten, weil sie ihm altver-traut und doch immer wieder neu waren. Aber so klangen ihm die Worte entgegen:

"Sälig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist oir."

Sälig seid ihr, die ihr hungert..."

Jedes einzelne Wort wurde im Munde des geistlichen Herrn feierlich in die Länge gezogen und furchtbar entstellt.

In was für einer glücklichen Lage war doch Theophil, daß er gar nicht die Wand bemerkte, die der Teufel zwischen den Heiland - der doch kaum die Worte so ausgesprochen haben wird - und viele der von ihm erlösten Menschen schob, in Gestalt der Sprachgewohnheit des Herrn Superintendenten. Daher konnte mancher der Gottesdienstbesucher gar nicht mehr den Inhalt der Heilandsworte vernehmen, sondern sich nur noch an dem feierlich-langweiligen Klang der Worte amüsieren oder aber überhaupt nur das Geräusch von gesprochenen Worten an sich vorüberziehen lassen. Vielleicht fand Hochwürden diese Redeweise besonders christlich, aber deswegen war sie doch vom Teufel. Aber im Gegensatz zu manchem anderen hatte Theophil das gar nicht gemerkt, sondern hatte nun, nachdem die Gemeinde sich wieder gesetzt hatte, wie alle anderen seine Augen auf den Prediger gerichtet, der jetzt seine Predigt mit den Worten *"Gelübte in dem Hörrn"* begann.

Nun folgten die Betrachtungen - wenn man eine Predigt so nennen darf -, die Hochwürden zu diesem Texte angestellt hatte. Der Herr Superintendent war ein fortschrittlicher Mann, der sich seine Gedanken machte über die Probleme, denen sich der moderne Mensch - und noch dazu der Christ - in diesen, ach so schweren Zeiten gegenübergestellt sieht. Darum mag es nicht verwunderlich erschienen, wenn er schon bei den Worten, die das Himmelreich den Armen verhiessen, Anlaß fand, seiner Gemeinde zu sagen, wie die großen sozialen Unterschiede zwischen Arm und Reich aus der Perspektive des Heilandes aussehen. Er erinnerte an das Bild, das der Heiland selbst in einem seiner Gleichnisse gezeichnet hatte, an das Bild vom reichen Mann und armen Lazarus, wo der arme Lazarus in Abrahams Schoße ruhte, nachdem er die Leiden dieser Zeit überstanden hatte. All das schilderte der Prediger mit mächtigen Worten und unterstrich auch besonders, wie aktuell diese Worte für den heutigen Menschen seien, indem er darauf hinwies, wie viele unbußfertige Millionäre es doch heute schon wieder gäbe, die die traurigen Zeiten der Not nach dem letzten großen Kriege längst vergessen hätten. Aber, wie man seinen Worten entnehmen mußte, schien sich unter der versammelten Gemeinde keiner von diesen reichen Leuten zu befinden, denn er redete von ihnen, als seien sie weit weg.

Theophil aber saß bescheiden in seiner Kirchenbank und war traurig, denn er dachte bei sich, ob er wohl später, wenn er einst Sonntag für Sonntag auf der Kanzel stehen würde, dann auch so große Gedanken bei so einfach klingenden Worten, wie sie im heu-

tigen Evangelium standen, finden würde. Denn er war gewohnt, die heiligen Worte seiner Bibel ganz einfach zu hören und zu verstehen. Während er aber das so dachte, glitten seine Blicke ab von dem mächtigen Prediger dort eben auf der Kanzel, der auch in seiner Predigt die Worte so merkwürdig betonte. Seine Augen richteten sich auf die wackeren Bürger und Bürgerinnen, wie sie da alle in ihrem Sonntagsstaat dasaßen, und er dachte bei sich, so furchtbar arm sähen sie eigentlich alle nicht aus. Es lag ihm freilich ferne, sich über sie zu erheben, und auf sie herabzusehen, wie es andere taten, von denen ihm einer einmal gesagt hatte, diese Leute in ihrem Sonntagsstaat könnten doch das Evangelium eigentlich gar nicht richtig hören. Nein, so dachte er nicht, denn weil er in dieser Gemeinde ja zu Hause war, waren sie ihm ja alle liebe Bekannte. Aber er dachte an die vielen anderen, die heute nicht hier waren, die keinen Sonntagsanzug hatten und sich in ihrem einzigen, zerrissenen Anzug nicht in die Kirche trauten. Niemand außer den großen Glocken im Kirchturm hatte sie offenbar eingeladen. Theophil dachte, wie es wohl wäre, wenn man einmal probeweise verbieten würde, im Sonntagsstaat zur Kirche zu gehen. Ob jene Leute dann wohl kommen würden? So etwas dachte Theophil tatsächlich! Dennoch aber mußte er sich sagen, daß sie doch nicht kommen würden. Woran lag es nur?

Theophil grübelte weiter, bis ihm der Gedankenfaden riß und er beschämt feststellte, daß er gar nicht mehr zugehört hatte. Nun aber hörte er wieder die Stimme seines Superintendenten, der jetzt davon sprach, daß es auch eine andere Armut gäbe, die nicht darin bestünde, daß man kein Geld habe, sondern die, die nach dieser Weise arm wären, wären meist die, die viel Geld und Eigentum besäßen. Aber nun hörte anscheinend niemand mehr zu, denn Theophil wurde gerade, als nun seine Augen wieder mit Begier auf den Mund des Predigers gerichtet waren, dadurch gestört, daß die Frau, die neben ihm saß, mit vorgehaltener Hand vor sich hin gähnte und auch sonst schien die Aufnahmefähigkeit der Gemeinde merklich nachgelassen zu haben.

Da dachte Theophil: "Wie arm sind doch alle diese Leute, denn sie wissen gar nicht, wie reich sie sind!"

2. Kapitel.

Wunderliche Gedanken Theophils zur sozialen Frage.

Die gewaltigen Klänge Bachs im Orgelnachspiel geleiteten die Gläubigen aus der Kirche, als der Gottesdienst zu Ende gegangen war. Theophil trat durch das Hauptportal hinaus, wo ihn die warmem Sommerluft umfing und eine drängelnde Kinderschar darauf wartete, zum Kindergottesdienst eingelassen zu werden. Plötzlich erhielt Theophil einen leichten Schlag auf die Schulter und, als er sich umdrehte, wurde er von seinem Freunde Frieder aufs herzlichste begrüßt. Theophil freute sich herzlich, den Freund wiederzusehen, denn er war ihm sehr ans Herz gewachsen. Ja, mehr noch, manchmal beneidete Theophil Frieder darum, daß dieser so fest im Glauben zu stehen schien. Durch wieviel Not war der arme Kerl schon hindurchgegangen, in der er, Theophil, sicher völlig verzweifelt gewesen wäre. Wie schwer hatte Frieder es doch, wenn er beispielsweise nicht wußte, wie er seiner Frau und seinem kleinen Töchterchen, an dem er so sehr hing, etwas zu essen schaffen sollte, weil er selbst durch eine Kinderlähmung, die er in seiner frühen Jugend gehabt hatte, nicht voll arbeitsfähig war. Oder die vielen anderen Nöte äußerer Art, unter denen Frieder zu leiden hatte, die aber nur der erkannte, der oft mit ihm zusammen er, weil der Gute sich immer bemühte, sie zu verbergen. Ja, bei all dem hatte Frieder sich ein fröhliches und gläubiges Herz bewahrt, durch das Theophil oft beschämt wurde. Manchmal wunderte er sich, wenn er sonntags den ärmlichen Frieder zwischen den gut gekleideten Bürgern des Städtchens sitzen sah, weil er dort gar nicht hinzupassen schien.

Theophil hatte auf der Universität viel von den Aufgaben der Gläubigen in ihrer Gemeinde gehört, und auch der Herr Superintendent pflegte manchmal vom "Priestertum des Laien" zu reden. Dabei stellte sich Theophil meist einen Mann wie Frieder vor, weil dieser immer bereit war, seine Zeit für den Heiland und die Heimatkirche zur Verfügung zu stellen, sei es, daß Spenden für das kirchliche Armenhilfswerk eingesammelt oder Dachziegel auf den Kirchenboden getragen werden sollten. Vor allem aber war er unermüdlich dabei, jedem, mit dem er zufällig ins Gespräch kam, zu den Gottesdiensten, Andachten, Bibelstunden oder sonstigen Gemeindeversammlungen einzuladen. So hatte er auch allmählich um sich einen Kreis gesammelt, der sich allwöchentlich eine eigene Bibelstunde hielt. Viele waren es nicht, die dazu kamen, aber da sie alle aus den gleichen ärmlichen Verhältnissen kamen, hielten sie umso fester zusammen. Freilich waren sie manchmal auch über die rechte Auslegung eines Bibelwortes verschiedener Mei-

nung, doch konnten sie sich in der Regel irgendwie einigen, so daß ihnen die gemeinsame Stunde meist recht viel Gewinn brachte. Theophil wunderte sich manchmal insgeheim über diesen Kreis, daß er nun schon mehrere Jahre zusammengehalten hatte. In der ersten Zeit waren auch einige junge Mädchen dabei gewesen, die sich nicht minder eifrig an der gemeinsamen Aussprache beteiligte hatten. Aber das hatte der Herr Superintendent für unschicklich gehalten, so daß diese mit der Zeit fernblieben.

So war Frieder unermüdlich tätig für die Sache seines Heilandes, ja manchmal war er darin so gar ein wenig zu eifrig, wenn sein Eifer über sein Vermögen hinausging. Wenn dann eine Enttäuschung kam, dann war er freilich sehr traurig, und Theophil meinte darum, Frieder gliche in mancher Hinsicht dem Apostel Petrus, der doch in jener Nacht im Garten Gethsemane dem Herrn eine Treue gelobt hatte, die er nicht halten konnte, so daß er später, als er jene Schwachheit erkannte, bittere Tränen vergoß. Dessen ungeachtet war aber Theophil der Überzeugung - wenn es überhaupt gestattet sei, sich mit den zwölf Jüngern des Herrn zu vergleichen - ein hitzköpfiger Petrus sei immer noch besser als ein griesgrämiger, ungläubiger Thomas, wie er einer war.

Theophil lud Frieder zu einem kleinen Spaziergang ein, was der Freund gerne annahm, und so zogen sie denn hinaus vor das Städtchen, von wo ein schmaler Weg in einem Wiesental, das auf beiden Seiten von duftigem Tannenwald bestanden war und in dem sich ein kleines Bächlein einher schlängelte, sie alsbald in die Stille der Natur führte.

Sie hatten einander ja seit einigen Monaten nicht mehr gesehen, denn Theophil hatte sich zur Vorbereitung seines Examens immer an der Universität aufgehalten. Darum hatten sie sich viel zu erzählen. Zuerst erzählte Theophil von seinem Studium an der Universität und, daß er sich nun schon mitten im Examen befände und am kommenden Sonntag seine Examenspredigt halten würde. Dann begann Frieder. Es war zwar nicht viel, was er zu berichten hatte, weil sein Leben so einfach war, daß es nicht viel Abwechslung gab. Dennoch hörte aber Theophil begierig zu, besonders auch, als Frieder zu berichten begann, wie sich der kleine Bibelkreis in der letzten Zeit betätigt hatte.

Frieder war immer ein wenig stolz darauf, daß er einen Freund hatte, der sich auf das geistliche Amt vorbereitete, weshalb er ihn natürlich besonders gern zu den Bibelstunden einlud, freilich auch in der Erwartung, von Theophil die Worte der heiligen Schrift besonders deutlich ausgelegt zu bekommen. Aber gerade diese Erwartung, die natürlich dem guten Frieder abzuspüren war, wenn er sie nicht gar aussprach, war es, die bei Theophil eine gewisse Hemmung hervorrief. Denn einerseits wehrte er sich dagegen, in einem solchen Kreise so etwas wie eine Führerstellung einzunehmen, weil er, wie man-

che meinten, etwa durch sein Studium besonders viel von der Gnade Gottes abbekommen hätte, andererseits hatte er auf der Universität gelernt, den heiligen Texten nicht ganz so unvoreingenommen gegenüber zu stehen, wie es etwa Frieder tat, so daß es ihm manchmal schwer fiel, den Freunden das richtige Wort zu sagen, das sie brauchten.

Dennoch hatte aber Theophil immer gern zugesagt, wenn er zu einem Bibelabend eingeladen wurde. Oft hatte er dann selbst die Bibelarbeit geleitet und immer hatte er verspürt, daß sich die Mühe, die er jedes Mal mit der Vorbereitung dazu hatte, gelohnt hatte, so daß er aus diesen Abenden mindestens ebenso viel mitnahm wie die anderen Freunde. Daran dachte Theophil, als Frieder ihn jetzt auffordere, er möge den Abend in dieser Woche übernehmen und, weil Frieder meinte, daß das Thema, das der Herr Superintendent heute in seiner Predigt angeschnitten habe, nämlich das Thema der sozialen Gegensätze, genug Stoff zu Fragen geben würde, die man miteinander besprechen müsse, möge er doch darüber etwas sagen.

Theophil sah ein, wie wichtig das war, was Frieder ihm da sagte und, obwohl er nicht wußte, wie er die ihm gestellte Aufgabe lösen sollte, sagte er zu. Inzwischen waren sie auf ihrem Wege längst wieder umgekehrt und waren nun dort angelangt, wo sie sich trennen mußten, um jeder seinen Weg nach Hause zu gehen.

Wer aber Theophil kannte, mußte zugeben, daß es für ihn nicht leicht war, etwas rechtes zu einem solchen Problem zu sagen, das doch so vielen Menschen schon seit Jahrzehnten Not machte, über das sich so viele Gelehrte den Kopf zerbrochen hatten und über das es ebenso viele verschiedene Meinungen gab. Aber, wenn auch mit Furcht und Zittern, machte er sich doch getrost an seine Aufgabe, und darüber gingen ihm die nächsten Tage hin, obwohl er eigentlich diese Zeit notwendig zum Wiederholen und Vertiefen seiner theologischen Kenntnisse gebraucht hätte, da doch das mündliche Examen bevorstand.

Am Mittwochabend trafen sich die Freunde in Frieders kleiner Wohnstube. Sie waren alle einfache, schlichte Burschen wie Frieder, meist Handwerker und Lehrlinge. Die meisten von ihnen hatten in ihrem Tagewerk anstrengende Arbeit zu verrichten und doch ließ sich keiner von ihnen diesen Abend in der Woche nehmen. Nachdem sie sich einander herzlich begrüßt hatten, setzten sie sich um den Tisch herum und sangen ein Lied. Sie hatten kein großes Repertoire an Liedern, weil sie allesamt keine großen Sänger waren und lieber zuhörten, wenn andere sangen. Aber darum sangen sie die wenigen Lieder, die sie konnten, umso inbrünstiger. Das beliebteste, das sie auch heute abend sangen, hieß:

*"Auf bleibet treu und haltet fest!
Es soll euch wohl gelingen!
Wer sich von Gott nicht scheiden läßt,
der wird die Hölle zwingen!..."*

Dann begann Theophil langsam zu reden und je mehr er redete, umso mehr gewann er an Festigkeit in seinen Worten.

"Liebe Freunde", so sagte er, "wenn wir heute uns umsehen, wie es in unserem lieben Vaterlande und in der ganzen Welt aussieht, und all die Not sehen, die es da gibt, so kann man wohl zu der Überzeugung gelangen, daß das Himmelreich auf dieser Erde offenbar noch nicht verwirklicht ist. Eine der größten Nöte aber, die es gibt, ist die, daß überall so große Unterschiede unter den Menschen herrschen. Da gibt es auf der einen Seite Menschen, die unter der Not und Bedrückung durch ihre Mitmenschen fast zu Grunde gehen, und auf der anderen Seite gibt es welche, denen es besser geht. Ich habe auf der Universität einmal eine Vorlesung gehört, in der der Professor genau aufzeigte, wie das Verhältnis der sozialen Schichten zueinander, das wir heute sehen, entstanden ist. Ich könnte Euch das jetzt genau wiedererzählen, denn ich habe das von damals gut behalten. Wenn ich das aber täte, dann würden wir heute Abend wahrscheinlich keinen Schritt weiter kommen, denn wir würden uns über diese historische Entwicklung sehr lange unterhalten können.

Ich habe mir aber überlegt, daß der Heiland doch für alle Menschen gestorben ist, daß also alle Menschen Kinder des Einen Vätergottes sind. Das haben die ersten Christen, von denen uns im Neuen Testament erzählt wird, sehr genau gewußt. Sicher hat es aber zu ihrer Zeit auch Unterschiede unter den Menschen gegeben. Man müßte darum mal sehen, wie sie mit solchen Schwierigkeiten fertig geworden sind. Ihr merkt ja schon, ich kann Euch auf diese schweren Fragen auch nicht gleich eine Antwort geben, vielleicht können wir aber mit der Bibel in der Hand herauskriegen, wie echte Christen, wie es die heiligen Apostel waren, über so etwas gedacht haben.

Ich habe nun lange überlegt, welche Bibelverse uns Antwort geben könnten. Da fiel mir ein, daß es in jener Zeit auch eine große Not gab, die den Leuten zu schaffen machte, nämlich die Not der Sklaven. Wir können uns das heute gar nicht mehr vorstellen, aber damals gab es Menschen, die zum Besitz eines anderen Menschen gehörten wie das Hausgerät oder der Hofhund. Ich glaube, das war damals die soziale Frage."

So hatte Theophil seine Rede begonnen und nun sprach er weiter davon, daß besonders die Christen sich damals hätten fragen müssen, wie sie, wenn sie Sklaven hatten, sich zu

diesen verhalten sollten, und daß umgekehrt die Sklaven, wenn sie bekehrt würden, sich hätten fragen müssen, was sie tun sollten. Aus diesem Grunde wolle er heute diesen beiden Fragen nachgehen und darum zwei Bibelstellen mit ihnen besprechen, nämlich zunächst den kleinsten, aber doch so herzlich und persönlich geschriebenen Brief des Apostels Paulus, den an Philemon, und außerdem einen Abschnitt aus dem ersten Briefe des Petrus, nämlich aus dem zweiten Kapitel die Verse 18 - 25.

Und nun geschah es, daß Theophil immer mehr Zutrauen zu sich gewann. Er schilderte den Freunden, wie der Sklave Onesimus seinem Herrn Philemon entlaufen und zu dem Apostel gekommen sei, der ihm von der Gnade Gottes erzählt habe, wie der Apostel - selbst ein Gefangener, sich vielleicht in seiner Lage mit einem Sklaven vergleichen konnte - ihm gezeigt habe, daß das Evangelium gerade für den, der Not leidet, eine so große Hilfe bedeutet, so daß Onesimus erkannt habe, daß er mit seiner Flucht gar nichts erreicht habe, und den Entschluß gefaßt habe, zu Philemon zurückzukehren.

"Es ist ja eigentlich verwunderlich", sagte Theophil, "daß Paulus den Onesimus wieder zurückschickte, obwohl er doch sicher wußte, daß es nicht leicht war, Sklave zu sein. Aber er tat das mit voller Absicht, denn Petrus schreibt ja auch, daß die Sklaven ihren Herren untertan bleiben sollten. Ja, selbst wenn sie nur schlechtes von ihrem Herren zu erwarten hätten, selbst dann sollten sie Sklaven bleiben."

Theophil holte einen Augenblick Atem, ehe er weitersprach, denn der nächste Gedanke schien ihm so groß, daß er erst ein wenig überlegen mußte, ob er die Worte auch richtig herausbringen würde. Dann sagte er, daß Petrus die Sklaven geradezu auffordere, ohne einen Ton die Widerrede zu erdulden, weil sie ja in allen Leiden einen Heiland hätten, der wie sie - ja noch mehr als sie erlitten hätte, der ihnen darum ein Vorbild sei, dem es nachzueifern gälte .

"Die Apostel", sagte Theophil, "waren ja auch Menschen wie wir und konnten die Gegensätze unter den Menschen auch nicht mit einem Handgriff beseitigen. Aber sie wußten doch, wie wir sahen, eine Hilfe. Sie erzählten denen, die unter solchen Gegensätzen zu leiden hatten, von der Erlösung durch Jesus Christus, so daß sie nunmehr das ihnen auferlegte Los leichter ertragen konnten und vielleicht gar nicht mehr merkten, wie schwer sie es hatten."

Theophil machte wieder eine Pause; aber obwohl er merkte, daß mancher der Freunde zu dem bisher gesagten eine Frage hatte, fuhr er fort, denn es würde nachher noch genügend Zeit zum Fragen sein. "Ja," sagte er, "aber was hatten die Apostel nun denen zu sagen, die Christen waren und selbst Sklaven hatten? Dazu wollen wir nun wieder lesen,

was der Apostel Paulus an Philemon schreibt." Nun blättern sie wieder zurück in ihren Bibeln, und zwar zu der Seite, wo der Brief an Philemon stand, und Theophil zeigte ihnen, wie die Worte des Apostels - der doch die Vollmacht hatte, dem Philemon zu gebieten -, er solle seinen Zorn über den entlaufenen Onesimus fahren lassen, doch ganz darauf abgestellt waren, diesen Zorn zu überwinden und Philemon darauf hinzuweisen, daß es eine Vergebung um der Vergebung Christi willen gibt. Ja, mehr noch: daß der Apostel erwarte, Philemon werde den Onesimus nun als einen Bruder aufnehmen. Paulus selbst versichert ja, er wolle dem Philemon für allen Schaden eintreten, der ihm durch Onesimus entstehen könne. Aber Paulus wisse ja auch, daß Philemon dem Heilande angehöre, und er deshalb auch tun werde, was die Liebe Christi geböte.

Theophil klappte nun seine Bibel zu und sagte: "Ihr wißt ja, wir sind alle keine großen Sozialpolitiker, die mit hinreißenden Worten sagen könnten, wie Friede und Glückseligkeit unter den Menschen hergestellt werden könnten. Sicher hat auch keiner von mir erwartet, ich würde euch heute so etwas vorsehen. Aber ich glaube, wenn wir den Inhalt dessen, was wir heute aus der Heiligen Schrift gelesen haben, recht überdenken, dann brauchen wir eigentlich auch gar nicht solche großartigen Worte. Die Apostel haben auch viel einfacher und schlichter geredet und haben ihre Mitmenschen nur immer wieder darauf hingewiesen, was sie ihrem Heiland verdanken. Wir alle verdanken ihm aber ebenso viel, aber weil wir daran immer nicht denken wollen, können wir die Not nicht vergessen, die uns von allen Seiten bedrängt.

3.Kapitel.

Wunderliche Gedanken Theophils von der Gnade Gottes.

Wieder war ein herrlicher Sonntagmorgen heraufgestiegen. Doch diesmal empfand Theophil merkwürdigerweise gar nicht die Schönheit und Stille des Tages, die er sonst immer so ganz in sich aufnahm und genoß; denn in seinem Herzen hatte er keine Ruhe. Er war schon frühzeitig aufgestanden, um nicht zu überhastet zu sein und um noch einmal alles zu überdenken, was ihm heute bevorstehen würde. All seine Zweifel und Kleinglauben war wieder in ihm lebendig geworden, so daß er ganz verzagt war.

Heute war nun der Tag, an dem er vor der versammelten Gemeinde davon Zeugnis ablegen sollte, ob er würdig und imstande sei, das Amt eines Predigers und Seelsorgers zu übernehmen. Auch der hochwürdige Herr Konsistorialrat als Vertreter der Prüfungskommission würde anwesend sein, um Theophils Examenspredigt zu hören und zu begutachten. Aber es war weder die Anwesenheit eines so hohen Herren noch die vielen Augen, die sich auf ihn richten würden, was Theophil so verzagt machte, sondern er war an sich selbst verzweifelt, weil er meinte, er, der nie fertig sei im Glauben, sei nicht dazu berufen, zu denen zu sprechen, die gekommen waren, Trost aus Gottes Wort zu erfahren. Zumal, wenn er an seine Predigt dachte, kamen ihm diese Zweifel, denn er hatte sie ja schon vor mehreren Wochen abgeben müssen, und darum kam es ihm nun so vor, als wäre sie ganz falsch. Nicht, daß sie vielleicht theologisch hätte beanstandet werden müssen. Daran lag es, soweit er es beurteilen konnte, nicht. Aber da seit ihrer Abfassung schon soviel Zeit vergangen war, kam sie ihm nur noch vor wie eine Sammlung toter Buchstaben und nicht mehr wie lebendige Worte, die seinen Zuhörern zu Herzen gehen würden.

Als Text waren ihm aus dem Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde zu Philippi die Verse 3 bis 14 des ersten Kapitels gegeben worden. Als Theophil diesen Bescheid bekommen hatte, hatte er sich sehr darüber gefreut, denn er liebte diesen Brief des Apostels besonders, weil er ihm abzuspüren meinte, wie sehr dem heiligen Paulus die Gemeinde in Philippi ans Herz gewachsen war. Er hatte bei der Ausarbeitung der Predigt auch nicht versäumt, mehrere wissenschaftliche Kommentare zu Rate zu ziehen, um den Gehalt jedes einzelnen Wortes genau zu erfassen, und er war glücklich, als ihm das zu gelingen schien. Aber nun stand er da in seiner Menschlichkeit und merkte nicht, daß er sich in mancher Hinsicht weniger dem heiligen Thomas als vielmehr dem heiligen Pau-

lus hätte vergleichen sollen, der sich seiner Schwachheit sogar gerühmt hatten. Das hätte ihm sicher sehr geholfen.

In solcher Verfassung war er denn, als es Zeit wurde, von zu Hause fortgegangen. Zunächst hatte er sich im Pfarrhaus beim Herrn Superintendenten Kleinmeyer gemeldet, um sich dessen Talar zu borgen, da er selbst ja noch keinen besaß. Dort war der Herr Konsistorialrat schon eingetroffen und hatte, bei einer Zigarre im Lehnstuhl sitzend, mit dem Herrn Superintendenten eine geistliche Unterhaltung. Nachdem sich Theophil auf eine Aufforderung hin dort einen Augenblick niedergelassen hatte, bat er jedoch schon bald darum, sich entfernen zu dürfen, um sich in der Sakristei noch ein wenig zu sammeln.

Der hochwürdige Herr Konsistorialrat hatte Theophil offenbar angesehen, daß er sich nicht gerade siegesgewiß an seine Aufgabe machte, und weil er ein gütiger und väterlicher Mann war, hatte er Theophil freundlich auf die Schulter geklopft und ihm zugeredet: "Na, nun man Kopf hoch! Wird schon alles gut gehen!" Jedoch hatte Theophil zwar dankbar für diese aufmunternden Worte einen unverständlichen Satz gestammelt, aber in Wirklichkeit waren sie doch nicht geeignet ihm seinen Kleinmut zu nehmen. Am liebsten hätte er sich vielmehr in das schöne Auto gesetzt, mit dem der Herr Konsistorialrat gekommen war, und wäre zum Herrn Landesbischof gefahren, um ihm sein Herz auszuschütten, denn dieser hatte, als Theophil einige Male Gelegenheit gehabt hatte, ihn persönlich zu sprechen, so viel Verstehen und Zuspruch für ihn gehabt, daß Theophil damals alles, was ihn bewegte, vor diesem seinem Seelenhirten ausgebreitet hatte. Aber eine solche Aussprache war in diesem Augenblick leider nicht möglich, und Theophil begab sich schweren Herzens zur Kirche.

Als er dort ankam, war das große Gotteshaus noch fast leer. Nur einige alte Weiblein, die beizeiten gekommen waren, um sich einen Platz zu sichern, wo sie gut hören konnten, waren bereits da, und die Frau des Küsters war noch dabei, die Nummern der Lieder anzustecken, die Theophil für den Gottesdienst ausgesucht hatte. Schon begannen die Glocken im Turm zum letzten Mal zu läuten, als Theophil in die Sakristei trat und der Küster herbeieilte, um, wie er gewohnt war, dem Geistlichen helfend zur Seite zu stehen. Theophil ließ sich von ihm in den Talar helfen, aber dann schickte er ihn freundlich hinaus, er brauche nun seine Hilfe nicht mehr und wolle noch ein wenig allein sein.

Theophil dachte, es wäre wohl gut, wenn er jetzt nicht noch einmal in sein Predigtkonzept sehen würde, denn er hatte es schon so oft durchgelesen, daß er es fast auswendig konnte, obwohl man ihm gesagt hatte, eine wörtlich auswendig gelernte Predigt sei

keine Predigt. Er legte deshalb das Papier zur Seite, trat vor den kleinen Altar, der sich in der Sakristei befand, und kniete dort nieder. -

Als er sich von seiner Andacht, in der er Gott inbrünstig um den Heiligen Geist gebeten hatte, wieder erhob, hätte er kaum sagen können, wie lange er dort gekniet hatte, hätte ihm nicht das aufbrausende Orgelvorspiel gesagt, daß es Zeit sei aufzumerken, und dann war es bald Zeit, in die Kirche hinauszugehen und an den Altar zu treten.

Dieser Gottesdienst war für Theophil ein einzigartiges Erlebnis. Mit wieviel Unsicherheit hatte er doch die Türe der Sakristei hinter sich zgedrückt und mit wieviel Angst war er zum Altar hingegangen, so daß er das Zittern seiner Knie zu verspüren meinte. Aber dann, als er am Altare stand und zu dem Crucifixus aufschaute, während er die Eingangsliturgie sang, da hatte er gemerkt, daß der, in dessen Auftrag er handelte, mit ihm war. Während des Hauptliedes war er noch einmal in die Sakristei gegangen, sein Predigtkonzept zu holen, und dann war er die Stufen zur Kanzel hinaufgestiegen. Bei der Verlesung des Predigttextes hatte er erst zu leise gesprochen, doch dann, als er zu predigen begonnen hatte, hatte er gemerkt, daß die Leute, die hinten saßen, einander zuflüsterten. Da hatte er seine Stimme erhoben und gehört, wie seine eigenen Worte aus dem Kirchenraum zu ihm zurück kamen. Das hatte ihm Mut gemacht und ihn gefestigt, so daß er nun frei von jeglicher Hemmung sprechen konnte.

Zunächst hatte er sich - wie es für eine Examenspredigt vorgeschrieben ist - streng an sein Konzept gehalten. Er hatte davon gesprochen, wie der Apostel im Gefängnis gelegen und dort doch keineswegs kleinmütig geworden war, und dann hatte er von der Zuversicht auf das Werk Jesu Christi in uns gepredigt. Ja, er, der schwache Theophil, hatte von der Zuversicht gepredigt und ganz bestimmt auch sich selbst gepredigt. Denn die Worte seiner Predigt waren ihm nun nicht mehr tot, sondern lebten in ihm selbst, und als er an die Verse kam, wo der Apostel davon spricht, daß aus seiner bedrängten Lage viele Zuversicht gewonnen hätten, da merkte Theophil plötzlich, daß er längst nicht mehr predigte, wie es in seinem Konzepte stand. Er redete davon, wie auch er oft im großen Nöten durch die Liebe Christi Zuversicht gewonnen habe, und wie er so auch den großen Schmerz überwinden konnte, als er seinen guten Vater verloren habe, der ihm in seiner Liebe auch noch die früh verstorbene Mutter ersetzt hatte. So habe ihn der Heiland immer vor der letzten Verzweigung bewahrt, so daß er auch seinem Bruder in seiner Not habe stützen können. Schließlich habe er erkannt, daß er seinen Namen Theophil zu recht trüge, weil er nämlich erkannt habe, daß er wirklich von Gott geliebt würde, obwohl er dessen eigentlich gar nicht würdig war. Diese Liebe aber gelte nicht

nur ihm oder nur einigen wenigen Menschen, sondern allen, und daraus mögen alle versammelten Gemeindeglieder für sich Zuversicht gewonnen.

So hatte Theophil gepredigt, und obwohl er nicht wie andere Prediger über die Köpfe der Gemeinde hinweg schaute, sondern immer wieder denen in die Augen sah, die an seinem Munde hingen und er deswegen eigentlich auch den Herrn Konsistorialrat hätte sehen müssen, hatte er ganz vergessen, daß dies seine Examenspredigt war, und er sie deshalb hätte so halten müssen, wie er sie dem Konsistorium eingereicht hatte. Er glaubte nämlich, mit einem Male erkannt zu haben, was es mit der Gnade Gottes auf sich habe. Darum predigte er so, wie es ihm von Herzen kam, und als er dann die Kanzel verlassen hatte, da sang er mit jubelndem Dank das Lied, das die Gemeinde angestimmt hatte:

*Gib dich zufrieden und sei stille
in dem Gotte deines Lebens.
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
ohn' ihn mühst du dich vergebens.
Er ist dein Quell und deine Sonne,
scheint täglich hell zu deiner Wonne.
Gib dich zufrieden!"*

Dann war der Gottesdienst bald zu Ende, und Theophil verharrte noch ein wenig in der Sakristei, wo er noch einmal vor dem kleinen Altar niederkniete, um Gott zu danken, daß er ihm die rechten Worte in den Mund gelegt hatte. Aber noch hatte er sich nicht wieder erhoben, als er durch ein heftiges Öffnen der Sakristeitüre aufgeschreckt wurde, der Herr Superintendent Kleinmeyer mit einer Unmutsfalte auf der Stirn erschien, und Theophil darüber, daß er so lange auf sich warten lasse, Vorwürfe machte. Der Herr Konsistorialrat habe nicht so lange warten können, weil er zu einer wichtigen Konferenz fahren müsse - der Herr Landesbischof sei schon dort -, so daß er fortgefahren sei, ohne daß Theophil sich von ihm verabschiedet habe.

Erst jetzt stieg in Theophil die Befürchtung auf, daß er vielleicht durch seine abgeänderte Predigt und durch sein langes Verweilen den Unmut des Herrn Konsistorialrats auf sich gezogen haben könne, jedoch konnte ihn diese Befürchtung nicht sehr beunruhigen, sondern er entgegnete nur in aller Ruhe, dies sei ja nun auch nicht mehr zu ändern und verabschiedete sich mit einem freundlichen Dank für den geborgten Talar von seinem Superintendenten.

Dann zog er seines Weges fröhlich nach Hause, denn er dachte bei sich: Was soll ich mir große Gedanken machen, ob ich recht getan habe oder nicht. Mir hat Gott heute recht viel Trost gepredigt, sicher auch manchen anderen. Darum will ich mich zufrieden geben und stille sein, wie es in dem schönen Liede Paul Gerhards heißt, Und er sang diesen glaubenstarken Choral noch einmal für sich, besonders inbrünstig aber den Vers, der so lautet:

*"Sprich nicht: Ich sehe keine Mittel,
wo ich such, ist nichts zum Besten.
Denn das ist Gottes Ehrentitel:
helfen, wo die Not am größten.
Wenn ich und du ihn nicht mehr spüren,
tritt er herzu, uns wohl zu führen.
Gib dich zufrieden!"*
